

Nr. 153. Bromberg, den 16. September 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(5. Fortsetzung.)

Der Doktor aber war nur in sein Zimmer hinaufgestiegen, um den Anzug zu wechseln. Nach diesen schlappherzigen zwei Berliner Jahren, die eben nur dazu für ihn gut genug gewesen waren, um als äußerlichen Anschluß seines Studienganges den „Doktor" zu bauen — hatte er vorderhand mal wieder reichlich genug von Frack, Smoking, Gehrock und Cut. Wo es die äußere Form erforderte — selbstverständlich. Aber in diesem Augenblicke kramte er mit wahrhaft teuflischem Behagen den Lodenanzug, die Wickelgamaschen, die derben braunen Schnürstiefel und den schmalkrempigen grünen Steirer-Filzhut hervor. Jetzt noch den eichenen Naturstock — so, fertig! Und für die nächsten paar Stunden . . . — genau dieselbe Tageszeit, wo er sonst während der letzten Monate in einem „kleinen Salon" gesessen und auf die Bügelfalten seiner Hose aufgepaßt und Tee mit Sherry Brandy getrunken und sich möglichst stilvoll gemopst hatte . . . für die nächsten Stunden wollte er sich jetzt mal in der Warrischkener Innen- und Außenwirtschaft umtun; sich einen ungefähren Überblick verschaffen, weſſ' Geistes Kind die Herrschaften hier landwirtschaftlich waren und dabei innerlich sozusagen Auferstehung feiern. Dazu brauchte er natürlich vor allen Dingen keine Menschenseele, die ihn herumführte und mit den Einzelheiten vertraut machte."

Und während er über den Wirtschaftshof schlenderte und durch die Kuhställe schritt und an den Boxen der Arbeitspferde entlang bummelte und auch einen Blick auf die Schaftenne warf und innerlich bedingungslosen Respekt hatte vor dem tadellosen Zustande des lebenden und toten Inventars . . . wanderten seine Gedanken rückwärts.

Um zwei Stunden nur.

Das Speisezimmer im Warrischkener Herrenhause. Ein ernster, fast düsterer und ganz unwahrscheinlich großer Raum; nimmermehr zugeschnitten auf diese drei Menschen, die da um den massiven Speisetisch saßen. Im Mitteloval der Decke, die von schweren eichenen Balken im Viereck geteilt war, irgendeine allegorische Darstellung: Die grellen Blinklichte einer Ritterrüstung und die nackten schimmernden Schultern einer Diana oder Venus oder Aphrodite blitzten auf; weiter ließ dies halbverblaßte, bröckelnde, vielleicht von Meisterhand gemalte Deckenbild nichts mehr erkennen. Die Wände des Saales bis zur Manneshöhe holzverkleidet. Drüben auf der einen Seite in Gruppen geordnet große Elchschaufeln und gewaltig ausladende Hirschgeweihe; wahrhaft monströse Prachtstücke darunter, daß einem das Herz in der Brust schwer wurde, wenn man sie sah und an das kapitale Wild dachte, das früher durch deutsche Forste zog. Auf der anderen Längsseite ölgemalte Familienbildnisse; nicht die Ahnengalerie — die mochte in irgendeinem anderen Zimmer dieses weitläufigen Hauses hängen. Aber es waren Bilder darunter, die unwillkürlich das Auge bannten und die es lohnten, daß man sich mal in stiller Stunde vor sie hinstellte und sie Zug um Zug studierte. — Die sonstige Einrichtung des Raumes von gewollter Zurückhaltung: ein Schrank für die Tischwäsche, ein Büfett, eine Kredenz, eine Anrichte, hochlehnige Stühle . . . alles schwere, gedrungene, handgeschnitzte, tiefnachgedunkelte Eiche, die in diesem Zimmer wohl so manches Geschlecht hatte aufwachsen und hinsterben sehen. Ein Saal, in seinen imposanten Abmessungen vielleicht geschaffen für ein Rittergelage oder einen Fastnachtsmummenschanz oder funkelndes Gewühl bunter Rokokofiguren und zierlicher Galanteriedegen — nimmermehr aber für diese drei Menschen: für diesen alten, vorzeitig müd gewordenen preußischen Beamten — für seine hochmütige schlanke Tochter, die, selbst wenn sie sich über den Teller bog, in ihrer Nackenlinie einen so fatal verführerischen Zug hatte — für ihn selbst schließlich, den Dr. Hans Torunn, der nach zwei saloppen Berliner Jahren, in denen es manchmal wirklich nicht so genau darauf angekommen war, jetzt wieder in die straff gezügelte und dabei doch so selbstverständlich wirkende Genauigkeit eines großen Gutshaushaltes hineingeriet. Er hätte darüber fast etwas wie Glücksgefühl empfunden, wenn nicht . . .

Unwillkürlich hieb er mit dem Stocke durch die Luft, während er Schritt um Schritt tat und — ohne darauf zu achten — den Hof schon verlassen hatte und einen Feldweg entlang wanderte.

Ja — gefreut hätte er sich darüber, hätte die Empfindung gehabt, als sei er jetzt wieder in seine eigentliche, ihm bestimmte, für ihn einzig geeignete Umgebung zurückgekehrt . . . wenn nicht Martine von Laar so gewesen wäre, wie sie nun einmal war. Diese Unterhaltung, die sich müde hinschleppte, diese Fragen, die nur gleichgültige, unpersönlichste Dinge streiften, dies Gesicht, in dem jeder Zug und jede Miene und jedes schattenhafte Lächeln überlegt und beherrscht und konventionell war! Nein — um das zu sehen, dazu hätte er wahrhaftig getrost in Berlin bleiben können. Deuwel nochmal — sie war doch ein junges Mädchen, sie war Besitzerin eines großen Rittergutes, sie wußte nichts von den heimlichen erbärmlichen Sorgen des Alltags, wie so manche andere ihrer gesellschaftlichen Stellung — sie hätte doch mit ihrem Leben und ihrer Jugend die dicksten Wände einrennen können!

Aber statt dessen . . .

Und vielleicht, daß er — der Hans Torunn — schon bald, schon in den nächsten Tagen das Rittergut Warrischken unter irgendeinem billigen Vorwande verlassen hätte. Aber da war doch der achte Dezember! Er hatte den Tag genau behalten! Förmlich eingehämmert in sein Gedächtnis hatte sich der Tag — der achte Dezember! Fast anderthalb Jahre lagen dazwischen, und trotzdem hätte er noch heute glatt aus dem Handgelenk jede, selbst die unwesentlichste Kleinigkeit dieses Abends, dieser Nacht erzählen können. Aber um Gottes willen — nur das nicht! Nur nicht gewaltsam zum Leben erwecken, was abgetan und erledigt und für immer vorbei war, vorbei sein mußte! Und trotzdem blieb er hier, trotzdem fuhr er nicht schon mit dem nächsten Zuge wieder ab — irgendwohin, wo er Ruhe vor sich selbst hatte? Tag für Tag würde er hier bleiben, Wochen, vielleicht Monate, würde tausendmal zu dem Canossa seines Herzens pilgern und enttäuscht, gedemütigt, hoffnungslos zurückkehren! Und wofür das alles? Für die Erinnerung einer einzigen armseligen und doch so irrsinnig glücklichen Stunde — einer Stunde, deren sich die junge Martine von Laar überhaupt nicht mehr entsann! Narr, der er war — all diese freiwilligen Kasteiungen, all diese Selbsttäuschungen, all diese Demütigungen und Enttäuschungen, die seiner warteten, auf sich zu nehmen! Narr, der er war — sich dem tückischen Zufall, der sie beide hier wieder zusammengeführt, so schlapp und kampflos zu unterwerfen!

Mitten auf dem Felde war er stehen geblieben, starrte finster auf die lustig grünende Wintersaat, folgte mit den Augen dem Fluge einer Lerche, die sich jauchzend in dem Aether emporschraubte, warf einen gleichgültigen Blick zu dem Stück Brachland hinüber, auf dem sich ein paar hundert Schafe zusammendrängten. Verdammt noch mal — was war denn nur mit ihm los?! War er wirklich solch weichlicher Geselle, daß er nichts Besseres wußte, als mit blinden Augen wie ein Träumer durch den hellen Sonnentag zu dösen, daß er sein Herz nicht festzuhalten verstand, damit es nicht unmöglichen und unerfüllbaren Wünschen nachlief?!

Ruckhaft straffte er sich zusammen. Na — morgen oder übermorgen würden ja seine beiden Pferde kommen. Das eine davon, der dreijährige Brandfuchs, war noch ganz roh, bisher kaum erst an der Longe, noch nie unter dem Sattel gegangen. Wenn er den erst mal vornahm, um ihn durchzureiten — jeden zweiten Tag so eine Stunde vornahm... dann würde er schon wieder den Kopf klar und Richtung in die Knochen kriegen! Und auch sonst gab es hier auf Warrischken genug Arbeit. Man mußte nur Interesse dafür haben. Und der Geheimrat würde ihm sicherlich die Ausübung der Jagd draußen in dem Forst gestatten ... Also, nicht wahr, mein Junge, wir denken gar nicht daran, fahnenflüchtig zu werden! Wir beißen die Zähne fest aufeinander und kratzen all unsern Stolz zusammen und halten unser halbes Jahr durch!

Die Stunden des Nachmittags glitten still dahin. Hans Torunn tat sich draußen in der Wirtschaft um: — schaute den Knechten zu, die am Brakköner Weg, an der Steinbreite und am Buschgraben pflügten, verfolgte an der Grundmühle und beim Lindenstück das Arbeiten der Drillmaschine, freute sich, wie der Hofvogt die Marjells, die vor den Heidebruchwiesen Dünger streuten, an der Kandare hatte, sah auch von weitem den Gutsherrn, der vielleicht irgendeinen Besuch machen wollte oder eine Besprechung hatte, in einem Jagdwagen die Chaussee entlang fahren, machte einen Gang durch die beiden zu Warrischken gehörigen Dörfer ... — und als er, fast gleichzeitig mit den Gespannen, auf den Hof zurückkehrte, da war er schon ein wenig im Bilde.

Wirklich eine Musterwirtschaft! Herrgott mußte das ein Glück sein, solchen Besitz sein eigen zu nennen!

Die leise, neidlose Freude darüber zitterte noch immer ein bißchen in ihm nach, während er durch den Park schritt und die geschwungene Wendeltreppe zu seinem Zimmer hinaufstieg.

Oben empfing ihn die Mamsell, die offenbar schon auf ihn gewartet hatte: Herr Geheimrat sei über Land gefahren, und das gnädige Fräulein hätte Kopfschmerzen und ließe sich entschuldigen. Ob Herr Doktor unten im Speisesaal oder oben auf seinem Zimmer zu Abend essen wolle.

Da entschied er sich ohne Besinnen für den letzteren Vorschlag; er begriff natürlich: Martine wollte sich nicht mit ihm allein an den Abendbrottisch setzen.

Ihm war es recht so: gerade heute.

So aß er erst mit Muße und Appetit, den der stundenlange Aufenthalt in frischer Luft erzeugt hatte, wartete, bis das Hausmädchen abgeräumt und das Schlafzimmer in Ordnung gebracht hatte, zog sich dann den Hausanzug an, schrieb noch einige Briefe, kramte in seinen Sachen und Büchern, rauchte ein paar Zigaretten.

5.

„Vom Sekt sind die Geigen berauscht;
Ich habe sie heimlich belauscht.
Es hat wie ein Zauber auf mich geübt,
Sie flüstern: du bist verliebt!
Ich lache in mich hinein,
Soll echt diese Liebe wohl sein?
Ich find' das so eigen;
Es jauchzen die Geigen:
Du bist — du bist verliebt!"

Bis in die Garderobe hinaus, wo sich noch immer Zuspätkommende drängten, schmeicheln die Walzertakte dieses Operettenreißers.

Jost von Ryssow, der in der prunkvollen Renaissancetracht der Zeit Ludwigs XIV. eine famose Erscheinung bietet, zu der eigentlich nur das unvermeidliche Monokel einen grotesken Gegensatz bildet, lacht:

„Sehen Sie, lieber Torunn, gleich das richtige Leitmotiv! Also, nun lassen Sie wenigstens für diesen Abend mal Ihre abgeklärte Blasiertheit und erinnern Sie sich, daß Sie immerhin erst achtundzwanzig Jahre alt sind und über kurz oder lang doch wieder auf irgendeinem weltverlorenen Kaff in Ihrem geliebten Ostelbien sitzen. Orplid — du Land meiner Sehnsucht!"

Hans Torunn steht vor dem großen Eckspiegel, der Gott sei Dank mal für eine halbe Minute frei ist, und mustert seinen Anzug. Er hat das Kostüm eines Parforcereiters gewählt. Gut sieht er aus in den bis zu den Knien reichenden enganliegenden schwarzen Lackstiefeln, den weißen Hosen, dem roten Rock, der kleinen Kappe.

„Gott" . . . sagte er so über die Schultern weg und zieht ein wenig die Oberlippe, wie das manchmal seine Art ist . . . „Herrschaften, lästert nicht über Dinge, die ihr als ausgepichte Asphaltflöhe nicht versteht. Was wißt ihr von dem Land meiner Sehnsucht!"

„Nischt natürlich" . . . begütigte der andere und erkundigte sich blasiert mit seiner abgehackten knarrenden Kasernenhofstimme, die er sich noch nicht abgewöhnen kann, trotzdem er doch den bunten Rock schon ein Dutzend Jahre ausgezogen hat: „Sagen Sie mal, Torunn, ob heute abend das Schoßkind unserer Berliner Gesellschaft, die Dame Jutta Herff, auch die Gnade haben wird, zu erscheinen?"

„Ich kann's Ihnen nicht sagen, Ryssow. Mir hat sie's nämlich ebensowenig verraten wie Ihnen."

„Hm!" — bemerkte der ehemalige Fahnenjunker der vierten Garde-Ulanen und glotzte seinen Kumpanen aus halb zugekniffenem Monokelauge an, wie jemand, der um alles in der Welt entschlossen ist, seine Meinung für sich zu behalten.

Und dann verlassen sie die Vorhalle und betreten den Saal.

Dunnerlüchting, ist das ein Menschengewühl! Man muß wirklich erst mal eine Minute an der Doppeltür stehen bleiben, bis die Augen sich an diesen flimmernden Farbenwirrwarr gewöhnt haben und überhaupt Einzelheiten unterscheiden!

Na ja — eine unter klangvoller Schutzherrschaft stehende Wohltätigkeitsveranstaltung, ein Kostümfest, und mit derart hahnebüchenen Eintrittspreisen, daß es wirklich nicht verwunderlich wäre, würde gähnende Leere das Schicksal dieses Abends besiegeln! Und nun fehlt nur noch der in weitesten Kreisen bekannte Apfel, um sich davon zu überzeugen, daß er beim besten Willen nicht zur Erde fallen könnte.

Ganz entschieden liegt hier ein Fehlgriff des Festausschusses vor: — es sind zu viel Karten verkauft worden! Denn obwohl man schon den größten Konzertsaal Berlins für diesen 8. Dezember gewählt hat, muß es doch geradezu als Sehenswürdigkeit gelten, wieviel Menschen anwesend sind . . . hoch in die Hunderte geht das, fast ins Tausend! — Das ist ein Gewühl und ein Geschiebe und ein Durcheinanderwürgen und ein Zusammenkeilen — also einfach fabelhaft! Sämtliche Tische in den Nebenräumen natürlich bis auf den letzten Platz besetzt, und vor den Wein-, Brötchen- und Kaviarbüfetts unentwirrbare Menschenhaufen, sogar von den Logen des umlaufenden Ranges ist längst keine mehr frei. Und in der Mitte des Saales, auf einem vielleicht zehn Quadratmeter großen Fleck, versucht man sogar zu tanzen! Na — viel Vergnügen! Herrgott, sind diese Berliner genußsüchtig und dabei bescheiden! Da merkt man wahrhaftig nichts von der soviel verlästerten Blasiertheit!

(Fortsetzung folgt.)

Johanniterfitze in Pommerellen.*

Die Tätigkeit des deutschen Ritterordens im Weichsellande ist bekannt, weniger aber, daß vor den Kreuzrittern bereits ein anderer geistlicher Ritterorden, der Johanniterorden, hier ansässig gewesen ist.

Der Johanniterorden verdankte seinen Ursprung und Namen einem Hospitale des Johannes, der von Kaufleuten aus Amalfi im Jahre 1048 in Jerusalem gegründet worden war. Zu dem Beruf der Krankenpflege übernahmen die Ordensbrüder später noch die Verteidigung des heiligen Landes gegen die Mohammedaner und den Schutz der christlichen Pilger. Der Orden, an dessen Spitze der Großmeister stand, gliedert sich in Ritter, Priester und dienende Brüder und teilte sich in Nationen oder Zungen, deren es zuletzt acht gab. Die Ordenstracht bestand in einem schwarzen Mantel mit einem achteckigen weißen Kreuze. Der Ruhm der Johanniter verbreitete sich über die ganze Christenheit.

Am 11. November 1198 schenkte der pommerellische Fürst Grimislaus feierlich den Johannitern „deutscher Gezunge" aus der Provinz Mähren die Burg Stargard mit dazugehörigen Ländereien, Wäldern und Gewässern, dazu die der heiligen Dreifaltigkeit geweihte Kirche in Liebschau (bei Dirschau). Als Grund der Berufung gab er an, er möchte an den Gebetserfolgen der Johanniter wegen deren Verdienste um die Armen und Kranken teilhaben, daneben

*) Schulz: Geschichte des Kreises Dirschau 1907. Orlowicz: Przewodnik po Województwie Pomorskiem 1924. Emil Waschinski: Geschichte der Johanniterkomturei und Stadt Schöneck Westpr. Danzig, Franz Brünings Verlagsbuchh. 1904.

aber wollte er an dem kraftvollen Orden selber eine Stütze und Sicherheit bekommen, um das Land zu bevölkern und in Kultur zu bringen. Zum Hauptort des Johanniterordens wurde Liebschau. Liebschau war damals Sitz und Mittelpunkt des Fürstentums jenes Gebietes, Herzog Sambor nannte sich geradezu „Fürst von Liebschau“. Hier errichteten die Johanniter neben der Fürstenburg ihre erste größere Ordensniederlassung, eine Komturei mit einem Hospital. Von diesem Hauptorte wurden sie „Brüder von Liebschau“ genannt. Es muß ein sehr bewegtes Leben in Liebschau geherrscht haben. Die beiden Hauptfeste, das Trinitatisfest und der Johannistag, wurden so stark besucht, daß den Brüdern für diese Tage vom Herzog sogar ein Jahrmarkt gewährt wurde. Die Stellung der Johanniter wurde immer mächtiger. Dem Herzog Sambor war die Nähe der Johanniterkomturei in Liebschau, mit der er in offenen Streit geriet, so ärgerlich, daß sie ihm die Gründe mit verstärken half, an der Weichsel eine neue Feste, Dirschau, 1252 zu errichten und daneben eine Stadt gleichen Namens mit deutschem, und zwar Lübecker Recht anzulegen (1260). Liebschau (Lubiszewo) ist heute ein Dorf von kaum 500 E. Es liegt eine Meile westlich von Dirschau. Man kommt zuerst durch Lunau (Suchostrzygi). Hier war am 23. August 1657 ein Treffen zwischen den Schweden und Brandenburgern auf der einen und den Danziger Truppen auf der anderen Seite. An der Chaussee liegt ein Kirchhof mit 26 Gräbern österreichischer Kriegsgefangenen des Jahres 1866. Nach Liebschau zu wird das Gelände hügelig. Um Liebschau und den Liebschauer See haben mehrere Schlachten stattgefunden. Hier holten sich die Danziger am 17. April 1577 von den Polen eine Niederlage. Hier brachen die Schweden nach zweitägigem Kampfe am 18. August 1627 die Schlacht ab, weil sie ihren König Gustav Adolf schwer verwundet glaubten. Auf einem Hügel liegt die katholische Kirche. Von dem pommerellischen Fürstenschlosse und der Johanniterkomturei ist nichts mehr vorhanden. Aber sie werden wohl in der Nähe der Kirche gestanden haben. Von dem Kirchenhügel hat man einen Durchblick nach der Niederung.

Liebschau ist zurückgeblieben und Dirschau aufgeblüht.

Stargard war die zweite Johanniterbesitzung. Preußisch Stargard (Starogard) hat mit mehreren Städten Pommerellens wie z. B. Berent, Schöneck u. a. die gleiche Lage, daß der Bahnhof von der Stadt durch ein Tal getrennt ist. Neben dem Bahnhofe liegen die hohen Häuser der Branntweinbrennerei Winkelhausen, und nicht weit davon liegt das ausgedehnte Gelände der Irrenanstalt Konradstein, die 1896 aufs modernste eingerichtet und mit 1600 Kranken die größte Irrenanstalt war. Über dem Rande des Fersetales zieht sich die Stadt hin. Von der alten Burg der Johanniter ist nichts erhalten. Das „Haus Stargard“ lag nördlich der Stadt bei Konradstein. Aber die katholische Kirche, dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht, erinnert noch an die Zeiten des Johanniterordens. Malerisch liegt sie über dem Fersetale. Ums Jahr 1339 soll sie gebaut sein, aber es wird wohl damals nur eine kleine Kapelle gewesen sein. Sie hat keinen Turm, aber die Giebel sind so sorgfältig und reichhaltig durchgebildet, daß man immer wieder den Blick darauf lenken muß. Sie ist noch insofern eine Merkwürdigkeit, als sie als Basilika, die sonst nicht in Pommerellen zu damaliger Zeit Bauform war, gebaut worden ist. Da Stargard im Jahre 1792 abgebrannt ist, sind wenig Bauwerke aus alter Zeit vorhanden. Außer der katholischen Kirche nur einige Reste der alten Stadtmauer auf der Nordseite nach der Ferse, ein Turm am Danziger Tor, der zum Stadtgefängnis eingerichtet ist, und die Kasernen Friedrichs des Großen, die dieser aus den Ziegeln der abgebrochenen Burg Ossiek aufbauen ließ.

Zu diesen beiden Besitzungen Liebschau und Stargard erwarben die Johanniter eine dritte, und die überflügelte bald die andern. Das war Schöneck. Wann Schöneck erworben und gegründet worden ist, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Im Jahre 1305 wird es urkundlich zum ersten Male erwähnt, und zwar als Sitz eines Komturs. Vor oder nach 1200 wird's wohl gewesen sein, daß die Johanniter hier ihren Besitz aufrichteten und eine Stadt gründeten. Für die Gründung einer Stadt an diesem Orte sprachen die günstige Lage in der Mitte des pommerellischen Johanniterbesitzes und der zur Verteidigungszwecken sehr geeignete sich an den Ufern der Fietze hinziehende, scharf ins Land hineinragende und jäh abfallende Hügelrücken. Diese zu einer Befestigung wie geschaffene „schöne Ecke“ gab der Stadt auch den Namen. Bei der geringen Ausdehnung dieser schönen nach drei Seiten steil abfallenden Ecke konnte die Burg nur von mäßigem Umfange sein. Das Burggebäude wurde mit einem schmalen Wallgange umgeben und von der Stadt durch einen Graben getrennt. Die Wirtschaftsgebäude, für die auf der Bergecke kein Platz war, wurden unterhalb der Burg in Zusammenhang mit der Mühle im Talkessel auf einer Insel, die von dem Freiwasser und dem Mühlengerinne der Fitze umschlossen ist und noch heute Vorschloß im Volksmunde heißt, aufgebaut.

Zu derselben Zeit wie das Schloß wurde auch die kath. Kirche gebaut, und zwar hoch über dem Tal der Fietze, ein kleines östliches Kirchengebäude (Presbyterium) und davon getrennt im Osten ein großer Turm.*) Dieser Turm war zur Verteidigung eingerichtet. Zu ihm ging für den Fall der Not vom Schlosse her ein unterirdischer Gang. Von der Kirche aus breitete sich nach und nach abfallend die kleine Stadt, eng aneinander gedrückt, aus. Zur Zeit der Johanniter war sie nur durch eine hölzerne Plankenumzäunung geschützt. Zum Wappen erhielt die Stadt das Haupt Johannis des Täufers.

Schönek, Liebschau, Stargard das war der Besitz der Johanniter. Viele und häßliche Kämpfe und Streitereien gab es um diesen Besitz, mit dem Cisterzienser-Kloster Pelplin, dem kujawischen Diözesanbischof in Włocławek u. a. m. Am gefährdetsten wurde der Besitz, als der deutsche Ritterorden die Landesherrschaft in Pommerellen antrat; denn zwei Ritterorden nebeneinander vertragen sich nicht. So verkaufte denn der Johanniterorden 1370, als er zur Schuldenabtragung Geld gebrauchte, seine pommerellischen Besitzungen an den deutschen Ritterorden.

Unter dem deutschen Orden hatte Schöneck eine ruhige Zeit der Blüte. Es wurde zwar keine Komturei, sondern dem Vogt von Dirschau untergeordnet, aber in Schönau fanden etliche Male Landgerichtstage statt. Die Stadt wurde durch eine massive Mauer geschützt. Deren Umfang betrug etwa 1100 Meter, die Dicke fast 1½ Meter und die Höhe etwa 6 Meter. Zur besseren Verteidigung hatte man, besonders an der südlichen und östlichen Seite, wo sie sich in der Ebene entlang zog, zwölf viereckige Mauertürme angelegt. Die beiden südlichen Ecken wurden durch zwei größere runde Türme geschützt. Die unteren Räume dieser Türme dienten als Gefängnis.

In den Kämpfen des Ritterordens mit dem abtrünnigen preußischen Bunde und den Polen bildete Schöneck einen Stützpunkt der Ritter und sah wechselnd Freund und Feind in seinen Mauern. Schöneck selber trat nicht dem Bunde bei, sondern blieb dem Orden treu. Auf dem Landding vom April des Jahres 1458 in Schöneck wurde folgender Beschluß gefaßt: „Wyr ritter und knechte des Derßschauwisschen gebytes, dy nicht im bunde seyn . . . sage . . . unserm genedigen Heren den homeyster unde dem gantczen orden czu, das wir wollen beystand thun mit liebe unde mit gute in alle seynen sachen, als eyne getreuwe manschafft pflichtig ist erem rechten heren czu thun.“

Wie die Johanniter, waren auch die Bürger der Stadt Schöneck Deutsche, während das Dorf Schöneck, jetzt Vorstadt, polnische Insassen hatte.

Seit dem 2. Thorner Frieden gelangte Pommerellen, zunächst als autonome Provinz, zu Polen. Schöneck wurde Starostei. 1629 wurde Stadt und Schloß von den Schweden geplündert und verbrannt. Erst gegen Ende des Jahrhunderts konnte das verfallene Schloß wieder aufgebaut werden.

Schöneck (Skarszewy) ist heute ein landschaftliches und historisches Idyll. Aus dem grünen Tal der Fietze hebt sich der Hügelrücken mit der „schönen Ecke“, auf der noch ein paar Keller mit Kreuzgewölben von dem ehemaligen Schlosse träumen lassen, und der katholischen Kirche und daran läßt sich nach Süden sanft das Städtlein zur Talebene abfallen. Darunter aber ist noch die alte Stadtmauer mit etlichen Türmen erhalten.

Von den drei Johanniterstädten hat sich im modernen Verkehr gerade die am meisten entwickelt, die die Johanniter am wenigsten dafür geeignet hielten, nämlich Stargard; die beiden anderen aber, Liebschau und Schöneck, sind stehen geblieben oder gar zurückgegangen.

Die Zeit der Johanniter in Pommerellen war nicht allzulang, und wir hören aus den alten Urkunden weniger von ihrer segensreichen Arbeit der Liebe an den Kranken und des Glaubens im Kampf gegen die Bestreiter des Christentums, sondern mehr von ihrem Streit um Mehrung ihres irdischen Besitzes. Ihre große Zeit, die Zeit des Geistes und des Ideals, war vorüber.

Die kam erst wieder, als der Johanniterorden nach Jahrhunderten vom Könige Friedrich Wilhelm IV. auf evangelischer Grundlage erneuert wurde. Dieser neue Johanniterorden hat in seinen Johanniterkrankenhäusern noch heute lebendige Zeichen christlicher Liebe und Barmherzigkeit in Pommerellen.

T. P.

---

*) Später ist beides miteinander verbunden. Der Turm aber ist unvollendet geblieben.

Der falsche Zopf.

— Oder wodurch es gerechtfertigt ist, Romane zu schreiben. —

Von Hermann Wagner.

„Hören Sie", sagte die Dame zum Dichter, „man liest Ihren Namen doch fast in allen Blättern. Sie schreiben über so Vielerlei. Wo nehmen Sie das alles her? Erfinden Sie Ihre Stoffe?"

Der Dichter erwiderte: „Nein, ich erfinde gar nichts. Ich finde nur. Und zwar finde ich, weil ich suche. Sehr oft aber suche ich meine Stoffe im Inseratenteil der Zeitungen. Zum Beispiel hier!"

Und er zeigte der Dame ein Zeitungsblatt, in dem folgende Anzeige von ihm blau angestrichen worden war:

> Gestern wurde zwischen 9 bis 10 Uhr abends auf dem Promenadenweg von einer Dame ein falscher Zopf verloren. Gegen Belohnung abzugeben Wikingerst. 18, 2 Tr., rechts.

Und da die errötende Dame mit der Anzeige nichts anzufangen wußte, fuhr der Dichter fort: „Sie meinen, dies wäre kein Stoff, mit dem sich was anfangen ließe? Ha! Aus diesem Stoff mache ich, wenn Sie wollen, einen Roman in drei Bänden!"

„Wieso?"

„Nun, reizt es Sie denn gar nicht, es sich in der Phantasie auszumalen, wer die Dame sein könnte, die den falschen Zopf verloren hat? . . . Sehen Sie, so etwas reizt mich. Meine Phantasie ist hinter dieser Dame her und stattet sie mit allen Vorzügen und mit allen Fehlern aus, die eine Dame nur haben kann, die drei Bände hindurch die Heldin eines spannenden Romans sein soll . . . Ich denke mir, sie ist Baronin, verheiratet und sehr schön . . . Bitte, wenden Sie nicht ein, daß man nicht einen falschen Zopf tragen und dennoch Baronin und schön sein kann. Es gibt sogar Fürstinnen, die falsche Zöpfe tragen, und wenn Sie die Schönheit einer Frau von der Echtheit und der Üppigkeit ihres Haarwuchses abhängig machten wollten, dann müßten Sie die Hälfte aller Frauen, die als schön gelten, von Ihrer Liste streichen!"

„Und weiter?"

„Gut . . . Wie kam also die Baronin dazu, ihren falschen Zopf zu verlieren, und zwar gerade zwischen 9 bis 10 Uhr abends, und zwar gerade auf dem Promenadenweg? . . . Sagen Sie, schickt es sich für eine Baronin, zwischen 9 bis 10 Uhr auszugehen, notabene allein auszugehen, und noch dazu für ihren Spaziergang die stille, abseits gelegene Gegend des Promenadenweges zu wählen? . . . Nein! Warum tat sie es aber, wenn es sich doch nicht schickte? Warum?! . . . Sie tat es, weil sie bestellt war. Und warum war sie in die stille, abseits gelegene Gegend des Promenadenweges bestellt? Natürlich von einem Mann. Von ihrem eigenen Mann vielleicht? Mit nichten. Sie war selbstverständlich von einem fremden Mann dorthin bestellt, der, so schließe ich, ein Graf war."

„Warum gerade ein Graf?"

„Erlauben Sie, kann eine Baronin, wenn sie abseitige Promenadenwege geht, dies in Gesellschaft eines Mannes tun, der weniger als ein Graf ist? Ich nehme sogar an, daß es ein Fürst war, denn unsere Baronin war nicht nur schön, sie war auch stolz, sie hielt auf sich, müssen Sie wissen, und sie wäre bestimmt nicht zwischen 9 bis 10 Uhr abends auf den Promenadenweg gekommen, wenn der Fürst sie nicht darum angefleht hätte. Denn es hing, wie er ihr geschrieben hatte, das Glück seines Lebens davon ab, weil er sie bis zum Irrsinn liebe. Nur deshalb ging die Baronin hin. Denn sie liebte ja den Fürsten gleichfalls. Freilich wollte sie nur deshalb hingehen, um ihm mit aller Sanftheit zu sagen, daß er sich keine Hoffnungen machen möge, denn sie sei eine anständige Frau, die genau wisse, was sie ihrem Gatten schulde!"

„Nun, und weiter?"

„Erraten Sie das nicht? Es ist doch so einfach. Der Gatte der Baronin hatte den Brief des Fürsten aufgefangen, er war gleichfalls auf den Promenadenweg geeilt, hatte die beiden dabei überrascht, als sie sich eben ihre Liebe gestanden, hatte seine Frau am Schopf gepackt, — die Baronin aber war, ihren falschen Zopf in seiner Hand zurücklassend, mit einem lauten Schrei, der in der Nacht verhallte, in Gesellschaft des Fürsten davon gelaufen, so daß dem Baron, der sich plötzlich allein auf dem düsteren Promenadenweg stehen sah, nichts anderes übrig blieb, als den falschen Zopf seiner Frau mit einem leisen Fluch wegzuwerfen und gebrochen und voller Verzweiflung in die tiefe Nacht hinein zu laufen. . . . Nun, sagen Sie selbst: ist das etwa kein Stoff für einen dreibändigen spannenden Roman?"

„Mag sein," erwiderte die Dame, „aber die Sache hat sich doch ganz anders zugetragen."

„Wie?"

„Mit einem Wort, ich war es, die den falschen Zopf verloren hat, aber es war nicht mein Zopf, sondern er gehörte meiner Mutter, für die ich ihn gekauft hatte, und ich war, als ich ihn auf dem Promenadenweg zwischen 9 und 10 Uhr abends verlor, nicht in Gesellschaft eines Fürsten, sondern in der meines Mannes, der auch die Anzeige in die Zeitung gesetzt hat!"

„Sooo —," sagte der Dichter und war durchaus weder entwaffnet noch betroffen, „aber ich werde den Roman dennoch schreiben, denn ich finde, daß die Sache so, wie ich sie gedeutet habe, doch viel schöner und interessanter ist als die Wahrheit, die Sie mir soeben gestanden haben . . . Finden Sie nicht auch?" („Rhein.-Westf. Ztg.")

Die Diamantenbrosche der Dollarprinzessin.

Am schönen Genfer See amüsiert man sich zur Zeit über ein nicht alltägliches Ereignis.

Eine junge, hübsche Dollarprinzessin, die mit ihrer Dienerschaft in dem größten Hotel in Evian eine Suite Zimmer mit Beschlag belegt hat, unternahm kürzlich einen Ausflug mit einem Motorboot nach Lausanne. Auf der Rückkehr nach Evian hatte sie das Unglück, ihre Brillantbrosche im Wasser zu verlieren. Die Brosche repräsentierte in ihrem Wert ein Vermögen, und die junge resolute Dame stellte augenblicks an den Führer des Motorbootes die Forderung, daß der See ausgepumpt werden müsse, damit sie ihre teure Brosche wieder bekommen könne.

Der Kapitän meinte, auf das ungewöhnliche Ansinnen scherzhaft eingehend, solche Maßnahme nicht auf eigene Faust treffen zu dürfen, und verwies die Amerikanerin an den Präfekten. Bei der Ankunft in Evian ließ sich das großstilige Fräulein gleich bei dem Präfekten melden.

„Wir müssen den See entleeren", sagte sie bestimmt. „Ich bezahle, was es kostet."

Der Präfekt, offenbar ein höflicher Mann, verbeugte sich vor dem kleinen Dollarmädchen und seinen Millionen und sagte lächelnd: „Mademoiselle, es würde mir ein großes Vergnügen sein, Ihnen dienen zu können, wenn ich nur könnte. Aber das Unglück will, daß der See halb Frankreich gehört, halb der Schweiz, und es würde ganz gewiß zu politischen Verwicklungen führen, falls wir uns an dem Schweizer Wasser vergreifen würden."

Die junge Dame, die gewohnt war, ihren Willen zu bekommen, meinte, diese Frage müsse sich doch regeln lassen.

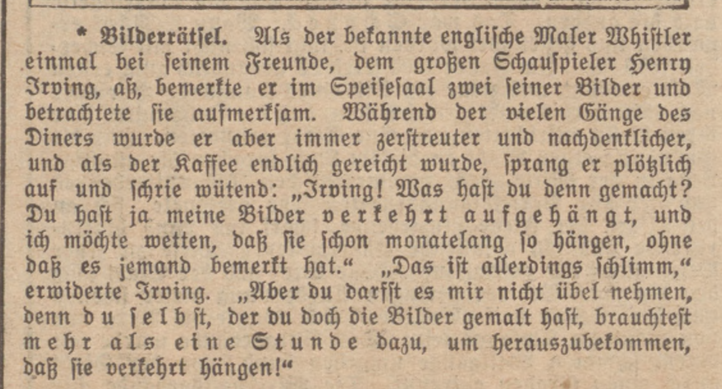
„Wozu haben Sie Ihre Diplomaten?" warf sie hin. „Die Sache muß auf diplomatischem Wege geordnet werden können."

„Ja doch", antwortete der Präfekt, und strich sich nachdenklich über die Stirn. „Es ist sogar wahrscheinlich, daß wir eine Übereinkunft mit dem Bundesrat über die Entleerung des Sees werden treffen können, gleichsam wie wenn es sich um die Leerung eines Springwasserbassins handelt. Aber wo sollen wir das Wasser lassen? Hier liegt die Schwierigkeit, und sie läßt sich nicht überwinden. Es sind nicht Flaschen genug in der Schweiz aufzutreiben, die zur Aufbewahrung des Wassers nötig wären, während wir nach der Brosche suchen."

Ob die tatkräftige Dollarprinzessin das eingesehen hat, wird nicht berichtet. Jedenfalls liegt ihre Diamantbrosche noch am Grunde des Genfer Sees. A. G.



Bunte Chronik



* **Bilderrätsel.** Als der bekannte englische Maler Whistler einmal bei seinem Freunde, dem großen Schauspieler Henry Irving, aß, bemerkte er im Speisesaal zwei seiner Bilder und betrachtete sie aufmerksam. Während der vielen Gänge des Diners wurde er aber immer zerstreuter und nachdenklicher, und als der Kaffee endlich gereicht wurde, sprang er plötzlich auf und schrie wütend: „Irving! Was hast du denn gemacht? Du hast ja meine Bilder verkehrt aufgehängt, und ich möchte wetten, daß sie schon monatelang so hängen, ohne daß es jemand bemerkt hat." „Das ist allerdings schlimm," erwiderte Irving. „Aber du darfst es mir nicht übel nehmen, denn du selbst, der du doch die Bilder gemalt hast, brauchtest mehr als eine Stunde dazu, um herauszubekommen, daß sie verkehrt hängen!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.